

## Ein Kaiserreich für ein Stück Torte

- Betrachtungen aus dem Kunsthistorischen Museum -

Die Exkursion nach Wien sollte meine dritte und, nach jetziger Planung, letzte Studienfahrt werden. Solche Reisen boten immer die beste Gelegenheit, Werke in ihrem tradierten Umfeld zu erleben, welche man sonst nur aus Katalogen, Büchern oder dem Netz kennt, und der Besuch jener Tempel der Künste sind somit immer denkwürdig. Wir starteten unser offizielles, inhaltliches Programm am 19.04. mit dem Kunsthistorischen Museum, dem wir den ganzen Tag widmen würden und welchem ich hier nun auch meinen zugehörigen Bericht widmen möchte.

Am Abend zuvor waren wir erst spät in Wien angekommen, nachdem wir eine überaus überraschende Anreise per Bahn hinter uns hatten. Das Überraschende an der Reise war, dass wir, trotz einiger knapper und nervenaufreibender Momente beim Umsteigen, planmäßig fahren konnten bzw. dass die Deutsche Bahn ihrem Ruf nicht gerecht werden konnte, da weder Züge ausfielen noch die Verspätungen unsere Anschlüsse zunichte machen konnten. Die Exkursion stand somit unter einem guten Stern. Nachdem schließlich auch die Fahrt zum Hotel und das Einchecken gut geklappt hatten, begann ich, misstrauisch zu werden. Wo war der Haken?

Nach erholsamer Nacht und in grauer Vorahnung, welche Tour de Force uns (in Erinnerung an vorige Fahrten) erwarten könnte, machte ich mich auf zum glanzvollen Frühstücksbuffet. Dieses lies keine Wünsche offen und, insofern man sich nicht mehr als einen „Kaffee“ und das Zitteruntermalte Alpenpanorama im Fernsehen wünschte, man kam gut in den Tag. Von solcherlei kulinarischen Ergötzungen ließ man sich jedoch nicht beirren, zu groß war bereits die Vorfreude auf den heutigen Tag. So trafen wir uns nach dem Frühstück, fit und bereit, um den knapp halbstündigen, lockeren Spaziergang durch die Mariahilfer Straße zu beginnen. Kurze Pausen eingeschlossen, in denen man in den zahlreichen Edel-Märkten der Stadt seine Tagesverpflegung sichern konnte, war es ein erquicklicher Weg, der uns schließlich direkt zum Museumsquartier führen sollte. Und dies sollte wahrlich ein Eindruck sein, der bleibt. Unsere Tagesobhut, das KHM, präsentiert sich als opulentes Pendant zum Naturhistorischen Museum, den Maria-Theresienplatz mit der monumentalen Skulptur der thronenden Kaiserin, flankierend. Bevor wir mit dem eigentlichen Programm beginnen würden, wollten wir uns hier das Hintergrundwissen erarbeiten, in welchem historischen Kontext wir uns mit dem KHM und dessen Sammlung bewegten. Wir würden noch in einem entsprechenden Vortrag einer Kommilitonin mehr über die Geschichte der Sammlung erfahren, welche selbstverständlich untrennbar mit den Habsburgern verbunden war. Vor der

Kulisse des Platzes und unter den Augen (oder zu Füßen?) dieser jener namhaftesten Vertreterin ihres Hauses wurde uns so passend der Einstieg gewährt und der Maßstab gesetzt für den Tag, aber auch für die gesamte Exkursion. Beflügelt von dem Gefühl, endlich loslegen zu dürfen, schritten wir die Treppen empor zum Eingang und durch die Türen Richtung Foyer des Museums, wo wir - als Gruppe angemeldet – abgewiesen wurden. Uns fehlten die Karten für den Eintritt.

Der Dämpfer, der uns damit versetzt wurde, wiegte umso schwerer, als wir beim Hinausgehen mit der Schlange konfrontiert wurden, die sich in der Zwischenzeit vor der Kasse gebildet hatte.

Die kurze (...) Wartezeit wurde genutzt, um bei schönem Wetter Vitamin D tanken zu können, da wir voraussichtlich das Tageslicht erst spät wieder erblicken würden.

Nachdem wir nun doch Zutritt bekommen hatten, auch das Ablegen von Jacken und Taschen erfolgreich und effizient absolvieren konnten, waren wir endlich am Ziel: im Kunsthistorischen Museum. Beginnen wollten wir, leicht geblendet von der Pracht, der sich bereits in dem Foyer dieses von Semper und Hasenauer erbauten Gebäudes abzeichnete. Eine weitere Kommilitonin schaffte es, uns einen Eindruck über die Baugeschichte und Ausstattung zu vermitteln, die nicht weniger kunsthistorisch wertvoll war wie die gezeigten Gemälde, stammte die Bemalung der Innenräume von Malern wie Makart oder Klimt. Unseren Weg aus dem Foyer in Richtung der Sammlungsräume bahnten wir uns über die palastartige Stiege, wo sich zu dem überwältigenden Eindruck der Kunst und des Raumgefühls ein noch überwältigender olfaktorischer Eindruck hinzugesellen konnte, der den weiten Innenbereich dominierte und von zwei wunderbaren Liliengestecken stammte.

Diesem Geruch zum Trotz bestaunten wir auch im oberen Geschoss, angeleitet durch das Referat, die Räumlichkeiten, hier allen voran die Prunkfülle des Museumscafés, in welchem die Kellner schon rege Vorbereitungen trafen für den Trubel des Tages. Hier teilen wir uns nun in zwei Gruppen auf, der Menge an Vorträgen geschuldet. Meine Gruppe geht zu Beginn des Tages nun in den „Italiener-Flügel“. Bei Eintritt in den ersten Saal (Saal 7) ist es nun, als wäre man in eine völlig neue Welt eingetreten. Nicht, weil die Räume weniger ausladend und prunkvoll gestaltet wären wie die bisher Durchschrittenen, es ist vielmehr die Aura der Gemälde, die sich in den noch relativ leeren Räumen ausbreitet. Und dennoch, es bleibt eigentlich keine Zeit, zu verweilen oder das Umfeld auf sich wirken zu lassen, da wir unserem Zeitplan folgend mit den Vorträgen beginnen müssen. Ein gewohntes Bild zeichnet sich hier früh ab, das des „Am-Bild-Vorbeirennens“, welches im nächsten durchlaufenen Saal noch gewichtiger auffällt, heißen die nun ignorierten Künstler Guercino, Reni, Gentileschi oder Caravaggio. Das Herz blutet.

Allen voran, weil sich zu diesem Zeitpunkt noch nicht die zu erwartenden Trauben von Schaulustigen um den Glanzstücken gebildet haben, was ein seltenes, ungestörtes Sehen und Entdecken möglich machen würde. Diesen Umstand würden wir uns nun aber zunutze machen bei

unserem ersten Gemälde, welches wir uns als Gruppe, unterstützt durch einen Vortrag, zu Gemüte führen sollten. Dieses war kein anderes als die „Madonna im Grünen“ von Rafael, und gemeinsam lernten wir von intimen Familienszenen, Abschottung von der Welt, dem Naturverständnis der Zeit und von Rafaels Bildintelligenz, welche aus dieser Dreiergruppe eine neue Ikone machen würde. Gleichmaßen zeigte sich, dass wir als Gruppe von knapp zehn Personen kaum ohne Probleme vor solchen Meisterwerken würden verweilen können, ohne zu stören, wenn sich die (häufig älteren) Besuchenden an den Wänden der Räume entlang von Bild zu Bild hangelten, mit gelegentlichem Verweilen vor den bekannten Namen der Kunstgeschichte, die ihren Ruhm auch in allgemeine Bekanntheit übertragen konnten. Wie sehr dieser Unterschied wiegt, würden wir nun bei unserer zweiten Station erkennen. Bekanntheit äußert sich im Museum an der Menge und Verweildauer des durchschnittlichen Besuchenden, aber auch an dem Ort und der Art der durch das Museum erdachten Hängung. Dies bedeutet in einem Haus wie dem KHM mit einer derartig hochkarätigen Sammlung, dass sich selbst Maler wie Lorenzo Lotto, die in vielen anderen Museen zu den hervorgehobenen Positionen gehören würden, in einem kleineren, dunkleren Raum (einer der Kammern) neben einem Durchgang Hängung erfahren. Lottos „Bildnis eines Jünglings vor weißen Vorhang“ bereitete nun räumlich ähnliche Probleme wie Rafaels Madonna: wir waren im Weg! Jetzt jedoch weniger, weil wir die Sicht auf das Kunstwerk versperrten, eher, weil wir den Durchgang blockierten. Vor dem Bild nun zusammengerottet starteten wir, geneigt, dem Bild die gleiche gerechtfertigte Aufmerksamkeit zukommen zu lassen, wie dem Rafael. Lottos Bildnis zeigt genau das, was der Titel verspricht, ist bei genauerer Betrachtung jedoch enigmatisch genug, um uns zum Enträtseln und zum Erkundungsgang zu bewegen. Die fabelhaft-detaillierte Darstellung des imponierend selbstbewussten jungen Mannes im Bild nahm ein und wir versuchten, erneut angeleitet durch einen Vortrag, hinter den Vorhang zu blicken.

Gegenüber dieses Gemäldes wurden wir aufmerksam auf weitere Werke des Künstlers, und so betrachteten wir noch spontan die Gemälde „Bildnis eines Mannes mit goldener Tierpranke“, in welchem wir über das romantische Ideal der Renaissance philosophierten, und „Ein Goldschmied in drei Ansichten“, welches uns einlud, Zeit und Charakterisierung im Gemälde zu reflektieren. Weiter ging es mit einem inhaltlichen Highlight, für welches sich unser Professor ein ansonsten eher weniger beachtetes Gemälde herausgesucht hatte. Zurück in den Sälen (Saal V) bezogen wir vor Morettos „Hl. Justina, von einem Stifter verehrt“ Stellung. Dieses Bild sorgte einerseits bei uns dazu, tief in die Erinnerungen an ikonographische Bedeutungsträger zu greifen, während es bei den sonstigen Vorübergehenden eher für Verwunderung oder Belustigung sorgte, sah man hier nicht nur die heilige Justina, resolut mit Feder und reichem Gewand, und einen sie offensichtlich anbetenden (oder anschmachtenden?), schwarz gekleideten Mann, der vor ihr kniete, sondern ein ebenfalls kniendes Einhorn, für uns Kunsthistoriker ein untrügliches Symbol. Gleichmaßen konnten wir das

erstaunliche Phänomen beobachten, dass man als „Herden-Interesse“ bezeichnen könnte. Moretto da Brescia gehört sicherlich nicht in die Reihe der Künstler, die für ihre populärkulturelle Strahlkraft bekannt sind. Sobald sich aber mit unserer Gruppe eine kleine Ansammlung vor dem Bild eingefunden hat, zog es immer mehr Interessierte an, die sich teils am Rande unserer Gruppe positionierten, teilweise mit militärischer Präzision unseren Zusammenhalt sprengten. Nur Wenige blieben indes länger verweilen, was überraschte, bedenkt man die gute Verkaufbarkeit der gehörnten Huftiere. Ich beschloss, im Laufe unseres Besuches noch einen Abstecher im Museumsshop einzulegen, um meine These zu überprüfen.

Diese Eindrücke reichten uns fürs erste und so kamen wir überein, dass wir, pünktlich zur Mittagszeit, eine Pause einlegen sollten.

- Intermezzo -

Ein Café im Haus unterzubringen ist keine Seltenheit für Museen ab mittlerer Größe, muss man schließlich das Angebot neben dem kulturellen noch weiter diversifizieren. Im KHM bekommt man aber schnell das Gefühl vermittelt, dass nicht das Museum ein Café beherbergt, sondern man hatte sich vielmehr dazu entschlossen, dem Café noch ein paar Räumlichkeiten für Kunst anzugliedern. Alles an diesem Ort der standesgemäßen Erholung ist monumental, von den samt-roten Bezügen der Sitzbänke, dem Marmor des Bodens und der Pfeiler und der ausladenden Ausmalung der Decke, die schließlich überkuppelt ist. Dieser Raum ist das Herzstück des Gebäudes und bedenkt man die Lage, als Achspunkt zwischen beiden Flügeln gelegen, kommt man nicht umhin wahrzunehmen, dass es dem geneigten Besucher fast nahegelegt wird, hier seine Zeit zwischen dem Wechsel von Italienern zu den Flamen und Deutschen (oder andersherum) zu verbringen, dass dieser Besuch also fast so sehr zum Erlebnis KHM gehört wie das Betrachten der Bilder. Wir warten am Eingang, ein Kellner wird uns zum einzig freien Tisch im völlig überfüllten Raum führen. Ich lasse meinen Blick schweifen, vorbei an der Theke, in welcher Torten und Kuchen aufgereiht scheinen, über die umher wuselnden Kellner hinweg, an einem Museumsshop vorbei, von dem ich weiß, dass er lediglich eine kleine Dependence des größeren im EG sein kann (und der sich eher auf die „exklusiveren“ Erinnerungsstücke des Angebots spezialisiert hat) und ertappe mich dabei, wie ich beginne, die Personengruppchen an den anderen Tischen wahrzunehmen. Alles hier ist wunderbar, doch gleichzeitig überkommt mich ein seltsames Gefühl, meine Gedanken schweifen ab.

Ich stelle mir vor, neben uns sitzt ein Ehepaar, nennen wie sie Waltraud und Giesbert. Sie haben sich dazu entschieden, Jahrzehnte nach ihrer Hochzeitsreise zurück nach Wien zu kommen, um sich erneut in dem Glanz der Stadt zu sonnen. Jetzt sitzen sie hier im Café, ermüdet, nach dem sie bereits die heißgeliebten Bilder Bruegels für den heimischen Skatabend photographiert zu haben.

Die Prachtfülle, die der historistische Bau aufruft, kommt nun aber gerade an diesem Ort, dem heimlichen Star des Museums, zum tragen. Unter der Kuppel schwärmt man im Rund aus Marmor und Malerei, ein erhabenes Gefühl stellt sich ein beim fiktiven Ehepaar wie bei uns.

Ich war an der Reihe. Aus einer früheren Wien-Reise erinnerte ich mich an jenes Ur-Wienerische Getränk, welches ich dort und nur dort in dieser Form und Konsequenz in jedem Lokal serviert bekommen hatte. Es gelüstete mich danach, dieses Erlebnis wieder aufleben zu lassen, ich bestelle eine Himbeer-Soda, groß. Meiner Vorbestellerin folgend und weil ich mir zu schade war, selbst zur Theke zu laufen, um mir die Auswahl zu gegenwärtigen, sollte ein Stück „Sissi-Torte“ den Weg zu mir finden.

Die erste Gabel des Stückleins ließ ein knappes Wort durch meinen Kopf blitzen: Fad. Das hatte ich nicht erwartet, befindet man sich doch in der Mutterstadt der Schokoladentorte. Mit so wenig Aroma hatte ich hier nicht gerechnet. Mein Blick schweifte an dem Stück entlang, es war keine lange Reise, jedoch war mir zuvor das dekorative Plättchen aus weißer Schokolade entgangen, welches mir nun entgegenragte. Auf dieses war das Abbild der Kaiserin geprägt, eine der Winterhalter-Versionen. Mit so viel Geschmacklosigkeit hatte ich hier nicht gerechnet. Wenigstens schmeckte die Soda nach Himbeeren.

Wir sitzen beisammen und es werden Geschichten ausgetauscht. Jemand versucht sich darin, den typischen Wiener Dialekt nachzuahmen. Trotz großem Erfolg und Gelächter bleibt die Unsicherheit - die Kellner beginnen, uns seltsame Blicke zuzuwerfen. Es wird Zeit zu gehen.

Das erhabene Gefühl von vorhin verfliegt, die Rechnung kommt. Wir wollen uns natürlich keine Blöße geben und nehmen es so hin. Auch das gehört dazu, wenn man Teil der Wiener High Society sein will, wenngleich uns unser verdutztes Blicken und mehrmaliges Nachfragen („Wie viel?“) doch kurz hätte verraten können. Es spielt keine Rolle, wir gehörten in dem Augenblick dazu, zu den Glückseligen. Es fehlte bloß noch der Besuch im Shop.

- Kapitel 2. Bruegel und so weiter -

Das war aber erst die Ouvertüre, wir hatten noch einiges im Gepäck an Programm. In der zweiten Hälfte sollten wir uns ausgewählte Beispiele aus der Sammlung der flämischen Malerei zu Gemüte führen. Wohin wir gehen mussten, war recht schnell deutlich, wurde man im Foyer durch ausladende Aufsteller hingewiesen, dass hier die größte Bruegel-Sammlung der Welt auf einen warte. Man erinnerte sich an die Wegführung und Personenlenkung namhafter Möbelhäuser, so dienlich war der Hinweis, welcher die geneigten Liebhaber des großen Meisters zum Ziel leiten sollte. Wir wurden nicht enttäuscht.

Und das nicht etwa, weil der Anblick des Bruegelsaals so überwältigte, sondern weil man, um in

diesen in der Tat atemberaubenden Genuss zu kommen, noch den Saal IX durchqueren musste. Hier war, zum Zeitpunkt der Ausstellung, eine weitere Shop-Abteilung eingerichtet, und diese enttäuschte nicht. Erwartete man, durch die Wegführer schmackhaft gemacht, die bekannten Motive des flämischen Malers, prangten sie einem hier von allerlei Seiten entgegen, als Tassen, Tücher, Stifte, Puzzle, Schirme und, skurril, Teddybären. Jeder kam auf seine Kosten und, würde man eine Statistik erstellen wollen, dies war auch der Raum, in welchem sich die meisten Personen die längste Zeit aufhielten. Ob die Scharen an Menschen zuvor die Originale im Nebenraum gesehen hatten, oder ob sie beim Anblick (und Kauf) des entsprechenden Magneten mit Turmbau-, oder Vogeldieb-Motiv schon befriedigt und bereichert von dannen zogen, muss dabei offen bleiben. Jeder von uns tat so, als würden wir von den „Reizen“ des Raumes nicht auch in den Bann gezogen werden (zweifelhaft, zugegeben), denn hier kommt der Stolz und Selbstwert des Kunsthistorikers zur Geltung, der sich niemals der Schmach hingeben würde, Kunst-Merchandising zum Opfer zu fallen, sondern sich seinen bereits ausgesuchten Tand lieber still und heimlich später kurz vor Ladenschluss im Shop zu holen, wo ihn niemand dabei beobachten konnte. Wir eilten also alle wie mit Scheuklappen durch diesen Raum, um zu den wahren Gemälden zu gelangen. Die Bilder Pieter Bruegels lassen wir jedoch erst mal links liegen, da wir selbstverständlich chronologisch vorgehen. Wir eilen zum Kabinett 17, um dort Rogier van der Weydens Kreuzigungsaltar zu bestaunen. Der Raum ist abgelegener als der Saal mit Bruegel, obschon die Maler hier für einen Geschulten nicht weniger klingen. Schongauer, Gossaert und Memling, Bosch, van der Goes und Gerard David gesellen sich zu dem wichtigsten flämischen Maler nach van Eyck (dieser hängt auch nicht arg prominenter im Raum davor), man ist hier jedoch beinahe für sich allein, wurden die Massen vermutlich erfolgreich im eingangs erwähnten Verkaufsbereich aufgehalten.

Nicht weniger flämisch machten wir schließlich weiter, indem wir Joachim Patiniers „Taufe Christi“ fachkundig erklärt bekommen haben. Das wunderbare an dem Raum mit diesen Bildern, in denen Patinier biblische Motive als Raison d'Être nutzt, um weite, detailreiche Landschaften aufzubauen, ist, dass wir mit Patinier nicht nur den Pionier dieses Darstellungstypus vertreten haben, sondern, dass auch sein direkter Einfluss in den gezeigten Bildern von Lucas Gassel, Herri met de Bles oder Jan Massys deutlich werden konnte. Die Fülle und Auswahl an hochkarätigen Kunstwerken, die das KHM zur Verfügung hat, macht erst diese derartig didaktisch durchgeplante Dramaturgie möglich.

Als Letztes werden wir nun doch noch Bruegel besuchen. Zum Abschluss des Tages referiere ich schließlich zur „Kreuztragung Christi“ und der „Bekehrung Pauli“. Zu meiner Ehrenrettung, dies sind, zumindest, nicht die bekanntesten Bilder Bruegels (was auch immer das heißen mag). Eine Frau saß mit Staffelei im Bruegel-Saal und malte einen solchen ab. Viele Personen standen um sie herum, um ihr dabei zuzusehen, wie sie Details ergänzte (bei einer späteren Runde durch den Flügel

hatte sie den Raum gewechselt, malte jedoch nach wie vor am gleichen Bild. Niemand schien das zu bemerken), aber auch dieses unerwartete Schauspiel ließ den Strom an anderen Besuchern nicht weniger werden, die sich zwischen unserer Gruppe durchschlängeln musste, um doch einen ziehenden Blick auf die Meisterwerke werfen zu können.

Nach meinen folgenden, sicherlich durchweg geistreichen, Anmerkungen entschieden wir, dass wir das offizielle Programm für den Tag zumindest beenden sollten. Wir hatten noch eine knappe Stunde Zeit, bis das Museum schließen würde und dementsprechend die Möglichkeit, die Räumlichkeiten noch auf eigene Faust zu erkunden. Dieses Angebot nahm ich dankbar an, um mich nun einigen Kunstwerken zuzuwenden, die ich im Vorüberlaufen erkannt hatte oder von denen ich wusste, dass sie irgendwo hängen mussten. So zog ich meine Runden, bis es knapp wurde mit der Schließung, ich meine Sachen aus dem Spind holte und wir uns draußen in kleinen Gruppen wieder zusammenfanden, um schließlich das private Abendprogramm einzuleiten. Nach einem durchaus überzeugenden Tafelspitz und mehreren Himbeer-Sodas im urigen Beisl war der erste Tag unserer Expedition in Wien erfolgreich bestritten, andere Abenteuer würden jedoch noch auf uns warten.

- Schlussbetrachtungen -

Die Frage zu stellen, wer wir nun eigentlich waren bei unserem Besuch, ist wichtig und gleichsam fruchtlos. Wir waren jedenfalls kein Teil der „Schickeria“. Diese nimmt zwar den Glanz Wiens als Hintergrund ihres Lifestyles, begibt sich aber vorzugsweise nur in deren Fänge, wenn sie diesen Glanz erfolgreich auf sich ableiten kann. Im Kunsthistorischen glänzt niemand, weil alles um einen herum glänzt. Antwort findet man vielleicht eher in den zahlreichen Online-Artikeln oder Reiseführern, die mit ihren Top-Ten-Listen dem Touristen die besten Spots zum Teilhaben präsentieren. Und wie solche Touristenführer vorschlagen, haben auch wir uns auf einige der Highlights der Sammlung begrenzt, jene Werke, die man „gesehen haben muss“. Waren wir nun als Touristen in das Museum gekommen? Unser Café-Intermezzo lässt ein ungutes Gefühl in mir aufsteigen. Waltraud und Giesbert existierten nur in meiner Vorstellung, auf ihren Archetyp stößt man aber in jedem der Räume, ihre Gespräche waren die gesammelten Eindrücke, die man beim Betrachten der Betrachtenden gewinnt. Und dennoch ist jeder dieser Exkurse, der von den Personen geführt wird, für sich genommen wertvoll, und wenn es nur aus dem Grund war, dass sich diese Person eben dafür entschied, den Tag lieber vor Tizian oder Rubens zu verbringen, als bspw. in das bekannte Wachsfigurenkabinett beim Prater zu gehen oder sich auf Rundfahrt im Fiaker zu wagen. Für die meisten Besuchenden ist es aber auch kaum mehr als das: ein Must-See im Sinne einer Attraktion, die man im heimischen Wohnzimmer nach alter Väter Sitte präsentieren kann (vielleicht heute ohne Dia-Show). Wir reihen uns so gewissermaßen in dieses Bild ein, können wir uns den Massen an

hochkarätiger Kunst auch nur schlaglichtartig nähern, bleiben Rennende, um unser „Programm“ zu bewältigen. Und trotzdem, bleibt da nicht ein kleiner, aber entscheidender Unterschied? Muss ich als „Kenner“ nicht eingestehen, dass der Blick, die Diskussion, das Erkannte und schließlich das Bleibende nicht doch von anderer Art ist, als es bei Waltraud und Giesbert der Fall sein kann? Wir müssen allzu oft aufpassen, uns nicht in Elitismus zu verlieren gegenüber jenen Rezipienten, deren Finanzkraft die Museen einen guten Teil ihrer Einnahmen (und Existenz) verdanken. Gleichfalls ist es naiv, die sich unterscheidende Sicht- und Herangehensweise eines solchen Besuchs zu verneinen. Im Normalfall würde es eher verwundern, wenn es bei Einwänden der Besagten um Rafaels Kompositionsgenie, Lottos detailgetreuen Charakterisierungseifer und Morettos Bildverklärung gehen würde, so wie man sich bei van der Weyden selten für theologische Bedeutung von blauen Engelsfiguren und schlechten Restaurationen, bei Patinier für Erzählmodi in Weltlandschaften oder beim „Bauern-Bruegel“ für das Rad der Zeit und philosophische Theorien ereifern könnte. Später werden wir in der Gruppe über genau dieses Gefühl reflektieren, mein Eindruck, so wird deutlich, ist keinesfalls einmalig. Dieses Problem (der eigenen Abgrenzung) zu lösen, scheint vielen schwer zu fallen, doch nicht für lange, und die Antwort unseres Exkursionsleiters ringt nach: „Wir sind hier als Kunsthistoriker.“ Alles ist gut.

- Ergänzung -

Versuchsweise stelle ich mir die Frage, wie viele Details zu viele Details in einem Bericht ausmachen, der sowohl informieren soll, ohne langweilig zu sein. Fragt man das größte Schreibgenie unserer Zeit, so kommt dies dabei heraus:

- Ich: Schreib mir einen fiktiven Tagesbesuch im Kunsthistorischen Museum in Wien.  
- KI-Bot: Natürlich! Stellen Sie sich vor, Sie betreten das prächtige Kunsthistorische Museum in Wien und werden sofort von der beeindruckenden Architektur und den kunstvollen Gemälden begrüßt. Sie beginnen Ihren Tag mit einem Spaziergang durch die prunkvollen Säle, bewundern Meisterwerke von Künstlern wie Rembrandt, Vermeer und Rubens. Danach machen Sie eine Pause im Café des Museums und genießen einen köstlichen Kaffee und ein Stück Sachertorte. Gestärkt setzen Sie Ihre Entdeckungstour fort und tauchen ein in die faszinierende Welt der antiken Skulpturen und Artefakte. Am Ende des Tages verlassen Sie das Museum mit einem Gefühl der Inspiration und Bewunderung für die Schönheit der Kunst. Ein unvergesslicher Tag im Kunsthistorischen Museum in Wien!

Nun, dies klingt im ersten Moment wenig überzeugend, aber sind wir ehrlich, steht in dem fiktiven Bericht auch nicht viel weniger Aussagekräftiges. Jedenfalls das Café wurde erwähnt!